

Subjekte gezogen. Diese Sichtweise legt das Gouvernamentalitätskonzept selbst nahe. Subjekte und Subjektivierung bleiben in dieser Konzeptualisierung eher diffus, da sie in den Machtnetzen lediglich verortet und in (vor-)strukturierten Diskursfeldern analysiert werden. Machteffekte von institutionalisierter bzw. struktureller Seite lassen sich mit Foucault konsequenter konzeptualisieren als komplexe Prozesse auf Seiten des Subjekts. Villa (2013a) konstatiert dementsprechend als allgemeines Manko der Gouvernamentalitätsperspektive, diese schließe kurz »von Verhältnissen auf Verhalten oder von Diskursen [...] auf Praxen.« (Ebd.: 64) Eine »Eigenlogik« der Subjektivierungsprozesse, ein Verschieben, Abweichen von den medial präsentierten Ideologien in der Aneignung wird so nivelliert. Kreative Lesarten der Medien, situative Parameter, Gegenkulturen, Guerilla- oder Protestbewegungen, die sich jenseits der medialen Vorzugslesart bewegen, sind nicht denkbar. Auch kritische Lesarten oder das Unterlaufen der Subjektpositionen würden stets im Bezug zu diesen gelesen. Möglich wäre nur ein »un-«, kein »a-« (also außerhalb der inszenierten Subjektpositionen), Subjektivierung geht zwangsläufig in medial präsentierten Normalitätsfeldern auf. Es bleiben entscheidende analytische Leerstellen, wählt man – wie im Fall dieser Arbeit – die Subjektseite als Referenzpunkt.

2.2 Medienaneignung und Cultural Studies

Eine grundsätzliche Annäherung an den Begriff der Medien zeigt eine Fülle an Informationen, Perspektiven, Charakterisierungen. So weit gefasst und vielfältig Medien sind, so reichhaltig sind auch die Themen, Fokusse, Auslegungen und Herangehensweisen. Unzählige Disziplinen haben Schnittstellen mit dem Thema Medien, diese sind in mannigfaltige Diskurse eingebettet, u. a. sozial, wirtschafts- und naturwissenschaftliche, technische, linguistische, historische. Allein in der Medien-/Kommunikationswissenschaft bspw. gibt es diverse Systematisierungen, die Medien u. a. charakterisieren im Hinblick auf Medienart, Funktion, Nutzung.

Gestützt durch Forschungsergebnisse etablierte sich in den Medienwissenschaften und angrenzenden Disziplinen in den letzten Jahrzehnten die Erkenntnis, dass Medientexte polysem sind und vielfältig aufgenommen werden. Mit Aufenanger (1994) fand ein genereller Paradigmenwechsel statt von einer »mechanistischen Konzeption der Medienwirkung hin zu einer handlungstheoretischen Konzeption des Rezeptionsprozesses« (ebd.: 17). Die Forschung nahm im Zuge dessen statt der Medien(-texte) zunehmend die Medienrezipierenden als Subjekte in den Fokus mitsamt ihren sozialen Zusammenhängen und Praxen, Dispositionen, Motivationen und Sinnzuschreibungen. Hier zeigte sich größtenteils ein Bild aktiver RezipientInnen (anstatt passiver KonsumentInnen, auf die die Medieninhalte homogen einwirken würden). Diverse Studien (vgl. bspw. Barthelmes/Sander 1997, Paus-Hasebrink 1999, Fritzsche 2003, Wegener 2008a, Hackenberg/Hajok 2012), die den Umgang mit Medien als Handlungsvollzug untersuchen, kommen zu dem Ergebnis, dass ZuschauerInnen aktiv-produktiv mit Medien umgehen in dem Sinne, dass sie Bedeutungen der Medientexte aushandeln im Kontext ihrer Positionierung, Situierung, Dispositionen, Lebenswelten. Im wissenschaftlichen Diskurs setzt sich mehr und mehr die Ansicht durch, dass Subjekte im Um-

gang mit Medien vielfältige Handlungsweisen zeigen, bei denen das Spektrum reicht von Reproduktion und Affirmation der Medientexte bis zu eigensinnigen Interpretationen und diskontinuierlichen Eigenlogiken, die nicht in Medieninhalten aufgehen bzw. sich nicht allein durch Analyse des Medientextes »vorhersagen« lassen.

Mit diesen Annahmen eng verknüpft ist die Konzeption der Medienaneignung. Mit den 1980ern, der »qualitativen Wende« (Mayring 1988) und dem interpretive turn in der (Medien-)Forschung begann die Karriere des Forschungsthemas Medienaneignung. In diesem Kontext entwickelte bspw. Winter (1995) sein Konzept des produktiven Zuschauers, Charlton/Neumann-Braun (1992) das Struktur-Prozessmodell der Medienrezeption und Krotz (1996) die Rezeptionskaskade. Seitdem ist der Begriff der Medienaneignung zu einem Schlüsselbegriff in der deutschsprachigen Medienforschung avanciert (vgl. Geimer 2011). Nach Wegener (2008a) ist der Terminus der Medienaneignung »medientheoretisch [...] nach wie vor wenig ausgearbeitet« (ebd.: 50). Dennoch lassen sich Konzeptualisierungen erfassen, die allen Forschungen gemein sind: Medienaneignung betont die aktive Zuwendung von Subjekten zu Medieninhalten und die Rezeption, Deutung und Verarbeitung dieser – auch in längerfristigen Anschlussprozessen – vor dem Hintergrund der je spezifischen lebensweltlichen und individuellen Positionierung. Die Aneignung ist als ein kreativer Prozess zu begreifen, der Affirmation und Verinnerlichung des Rezipierten, aber auch Distinktion, Abgrenzung und eigensinnige Deutung beinhalten kann sowie Zwischenformen dieser Positionen.

Die Cultural Studies sind seit ihrer Entstehung in den späten 1960er Jahren vor allem im angloamerikanischen und später auch im deutschsprachigen Raum zu einem populären Konzept avanciert, insbesondere in der Medienforschung. Wie bei den meisten Konzepten zur Aneignung von Medien ist die grundlegende Annahme der Cultural Studies, dass Medieninhalte und Medienrezeption wechselseitig aufeinander bezogen sind. Die Subjektseite spielt dabei eine zentrale Rolle insofern, als die Cultural Studies Medienaneignung als eigenständige Praxis und aktiven, kreativen Vorgang der Bedeutungsgenerierung interpretieren und untersuchen. Die Aktivität der RezipientInnen zeigt sich nicht nur in den Dekodierungspositionen *während* der Rezeption. Mit den Cultural Studies lässt sich bereits die *Auswahl* eines bestimmten Medientextes als eigenständige Hinwendung zu symbolischem Material, das für das Subjekt handlungsleitend bzw. virulent ist, interpretieren. Medienhandeln steht also im Zusammenhang mit den rezipierten Medientexten, ebenso relevant sind jedoch der soziale Lebenskontext und die Alltagswelt der Subjekte sowie die konkrete Rezeptionssituation. Diese dienen als Variablen, die in ihrer jeweiligen Zusammensetzung die Grundlage für die Medienaneignung schaffen und damit auch eine subversive, kreative Lesart möglich machen. Etwa in der Form, dass »Rezipienten sich persönlich Sinn aus Medienangeboten oft losgelöst von der ursprünglichen Intention des Produzenten widerständig und auf oft überraschende Weise »aneignen«, mithin also aktiv am Prozess der Bedeutungsproduktion beteiligt sind« (Lepa 2010: 88). Diesen kompletten und komplexen Lebenskontext impliziert der Kulturbegriff, der namensgebend für die Cultural Studies ist.

Ursprünglich entstanden die Cultural Studies im Feld der Literaturwissenschaft. Daher rührt die Terminologie, den Teil von Alltag bzw. Kultur, der untersucht wird, als *Texte* zu begreifen. Diese werden von den Subjekten *gelesen*. Damit wird der aktive Teil der Bedeutungsproduktion betont, der mit den Cultural Studies jeder Rezeption

inhärent ist. Zentral für die Analyse der Lesarten von Texten ist in den Cultural Studies das »Encoding/Decoding«-Modell (Hall 1980). Die Bezeichnung »Encoding/Decoding« weist auf ein zentrales Moment des Modells hin, nämlich dass die Medienaneignung durch zweierlei bestimmt wird: Einerseits durch den Medientext selbst sowie durch die spezifische Dekodierungs-/Lesartenposition, die vom rezipierenden Subjekt geleistet wird. In dieser Medium-ZuschauerInnen-Interaktion ergibt sich der Mediendiskurs. Jeder kulturelle Text ist gemäß den Cultural Studies polysem angelegt und insofern durch Offenheit gekennzeichnet. Dennoch sind die Codes und Symbole der Medientexte nicht völlig beliebig und frei deutbar. Die Texte legen bestimmte Lesarten nahe – die sogenannten Vorzugslesarten bzw. preferred readings – insofern als sie spezifische »ideologische Rahmungen« (vgl. Geimer 2011: 193) enthalten. Diese entsprechen i. d. R. den gesellschaftlich hegemonialen Diskursen. Daneben kommen aber auch Vorzugslesarten vor, die den herrschenden Diskursen entgegenstehen, etwa in einer Arthouse-Verfilmung oder kritischen Dokumentation. Die Vorzugslesart spricht kognitive sowie emotionale Prozesse an, die das aneignende Subjekt zu einer spezifischen Positionierung im Aneignungsprozess lenken (können). Im kulturkritischen Duktus Lepas (2010) verfügen die Medienproduzierenden »in einem hegemonialen Ausmaß über Kapital und Produktions- und Distributionsmittel«, mit dem es gelingt, »symbolische Bedeutungen zielgruppengerecht so geschickt und attraktiv zu konfektionieren, dass die Vieldeutigkeit medialer Botschaften substanziell und genau im intendierten Sinn beschränkt wird« (ebd.: 86).

Aufseiten der RezipientInnen sind drei idealtypische Dekodierungspositionen zu unterscheiden. Diese Arten der Dekodierung dürfen im Rahmen des Rezeptionsprozesses nicht als statisch betrachtet werden, im Umgang mit einem Medientext weisen die RezipientInnen durchaus verschiedene Positionen auf. Die dominante(-hegemoniale) Dekodierung (*dominant-hegemonic position*) stellt die Form der Medienaneignung dar, bei der der/die RezipientIn die Vorzugslesart übernimmt. Die oppositionelle Dekodierung (*oppositional position*) stellt die andere Seite des Spektrums dar; hierbei positioniert sich der/die RezipientIn im Widerstand zur Vorzugslesart, bspw. in dem er/sie subversive oder kreative Interpretationen entwirft. Die (lokal) ausgehandelte Position (*negotiated position*) beinhaltet Teile beider Pole. Bei dieser Lesart, die nach Hall (1980) am häufigsten auftritt, wird einerseits die Vorzugslesart anerkannt und damit i. d. R. affirmiert. Bspw. durch einen eigenen Bezugsrahmen und eigene Erfahrungen entwickeln die RezipientInnen dabei auch partiell widerständige Positionen, die integriert werden. Im ursprünglichen Modell Halls nahm dieser an, dass die Dekodierungspositionen durch die Klassenzugehörigkeit des Subjekts bestimmt werden. In Weiterentwicklungen des Modells (vgl. bspw. Morley 1992) wurde diese Perspektive modifiziert und differenzierter auf die soziale Situierung der RezipientInnen Bezug genommen. In zeitgenössischen Untersuchungen, die auf die Methoden der Cultural Studies referenzieren, werden Subjekte mit übereinstimmenden Lebensmustern in strukturellen, gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen als Interpretationsgemeinschaften oder Subkulturen zusammengefasst. Überindividuelle Identifikationspunkte, so die Annahme, generieren »spezifische Lebensumstände und daraus hervorgegangene Momente eines gemeinsamen Bewusstseins bzw. einer ›common culture« (Adolf 2015: 412).

In diesen Konzeptualisierungen zu den unterschiedlichen Formen der Dekodierung von Medientexten kristallisiert sich das Potenzial der Cultural Studies. In den Cultural Studies wird ähnlich wie im Foucaultschen Gouvernementalitätskonzept davon ausgegangen, dass Subjekte und herrschende (Macht-)Verhältnisse sich in Wechselwirkung stützen und hervorbringen. Dadurch dass mit den Cultural Studies diese (Macht-)Diskurse als polysem und brüchig und damit angreifbar konzeptualisiert werden, werden die Subjekte als in der Lage betrachtet, widerständig gegenüber der dominanten kulturellen Ordnung zu agieren und darüber hinaus sogar alternative Subjektivität herzustellen (vgl. Winter 2003). Hall (1980) geht davon aus, dass Subjekte, die Kultur oppositionell dekodieren, die Vorzugslesarten der Texte erkennen, sie aber ablehnen und bewusst anders lesen und daher nicht die vorgegebene Position einnehmen. In welcher Form diese widerständige Position sich äußert, kann variieren: Von oppositionellem Verständnis bzw. abweichender Sichtweise und damit verbundener Ablehnung über eine Reproduktion dieses Verständnisses, bspw. indem es mit anderen geteilt wird, über Auflehnung bis hin zu öffentlichem Widerstand gegen die präsentierte Ideologie. Bei verschiedenen AutorInnen wird die Ansicht vertreten, dass die Subjekte, um eine oppositionelle Positionierung einnehmen zu können, erst ein Verstehen – im Sinne von Wissen – der Vorzugslesart entwickeln müssen. Diese Annahme birgt die Gefahr, implizit vorauszusetzen, dass vor allem RezipientInnen mit einem höheren Bildungskapital und/oder besserer Medienkompetenz zu einer kritischen Lesart in der Lage sind. Ebenso ließe sich aber eine oppositionelle Positionierung auf Basis einer nicht-rationalen, affektiv-emotionalen und/oder somatischen Ebene denken – im Rahmen der Aneignung von Medientexten, aber auch in Bezug auf Aushandlungen von und Umgangsweisen mit Diskursen im gesamtgesellschaftlichen Rahmen.

Ebenfalls fruchtbar ist der Grundgedanke der Cultural Studies, dass sich Kultur im weiteren und Subjektivierung im engeren Sinne in Alltagspraxen manifestiert und damit im Zusammenhang der positive Umgang mit Populärkultur. Mit diesem Ansatz wird nicht automatisch Trivialität und Banalität von Alltäglichem und populärkulturellen Medientexten vorausgesetzt; lustvolles Agieren und Aushandeln bei der Rezeption und in alltäglich-lebensweltlichen Modi wird nicht zwangsläufig in kritischem Licht gesehen. Es werden stattdessen auch die produktiven Potenziale hervorgehoben. Im Sinne der Cultural Studies sollte Medienaneignung – auch bzw. insbesondere von Populärkultur – unvoreingenommen analysiert und »verstehend und wertschätzend« (Götz 2003: 25) wahrgenommen werden. Exemplarisch zeigt die Arbeit von Fritzsche (2003) den besonderen Erkenntnisraum, den die Cultural Studies bieten¹¹. Fritzsche

11 In diesem Duktus argumentieren auch nicht dezidiert im Rahmen der Cultural Studies angelegte Forschungen. Bspw. sieht Götz (1999) in ihrer Untersuchung zur Medienaneignung von weiblichen Jugendlichen belegt, dass sich notwendige (Entwicklungs-)Prozesse von Selbstständigwerden und Abgrenzung in der Rezeption von Populärkultur, in diesem Fall Soap Operas, konkretisieren können: »Insbesondere in der Fanschaft bietet sich für Mädchen die Chance, sich als Expertinnen zu beweisen und als machtvoll denken zu können. Es ergeben sich Räume, die vom sonstigen Alltag abweichende Erfahrungen ermöglichen. Durch diese Alternativerfahrungen gestärkt, können sie sich z.B. gegenüber den Eltern als durchsetzungsfähig beweisen, sich zumindest im Freiraum freier artikulieren [...] und dadurch auch ihre restliche Alltagswelt verändern.« (ebd.: 378) Zu ähnlichen Ergebnissen kommt auch Angela McRobbie (1991), die Frauen und die Aneignung von Frauenzeit-

identifiziert in den Fan-Praktiken weiblicher Boygroupfans selbstermächtigendes Potenzial und legt in diesem Kontext den Fokus auf Alltagspraxen und die vielfältigen Strategien in der Aneignung von Populärkultur. Oppositionelle Positionierungen sieht die Autorin bspw. in der weiblichen Aneignung traditionell männlicher Muster, etwa indem die Mädchen selbstbewusst und offen zur Schau gestellt Begehren artikulieren¹².

Ein Vorwurf, der den Cultural Studies in diesem Zusammenhang immer wieder gemacht wird, ist, dass Aktivität und Kreativität der RezipientInnen idealisiert und überhöht würden (vgl. u. a. Lepa 2010, Geimer 2011). Es besteht die Gefahr einer generellen Romantisierung von Populärkultur und deren Aneignung als per se eigensinnig-bedeutungsgenerierender Praxis. Müller (2011) interpretiert diese Tendenz einiger Arbeiten im Feld der Cultural Studies als ähnlich eindimensional wie das Medienwirkungstheorem in der Tradition des Stimulus-Response-Modells:

»Wenn jedoch Polysemie, Heterogenität und Subversivität als Wesen von Populärkultur definitorisch vorausgesetzt werden [...], dann handelt es sich um eine zirkuläre Argumentation, die sich allein durch die umgekehrten Vorzeichen von der Borniertheit der Kulturindustrie der 1970er Jahre unterscheidet.« (Ebd.: 112)

Feministische TheoretikerInnen problematisieren ferner, viele Arbeiten im Feld der Cultural Studies, die sich mit Medienaneignung von Mädchen/Frauen beschäftigen, würden diese als »typisch weibliche Praktiken« festschreiben und damit naturalisieren und ontologisieren (vgl. dazu auch Kapitel 2.3.3 und 2.4). Aus dem Versuch, einen »positiven Begriff ›weiblichen Vergnügens‹ zu installieren«, kann es so »unfreiwillig zu einer Zementierung ›essentieller Weiblichkeit‹« (Angerer 2000: 100) kommen. Generell sollte differenziert beleuchtet werden, ob nicht über die Konstatierung weiblicher Praxen, Räume, Teilhabe und Sichtbarkeiten eine (idealisierende) Naturalisierung stattfindet. Stattdessen muss gefragt werden, ob patriarchal-heteronormative Machtverhältnisse diese Praxen nicht etwa hervorbringen, ihnen einen Platz zuweisen und somit restringieren. McRobbie (2010) diskutiert diese Anrufung und Vergesellschaftung von »Top Girls« als postfeministische Maskerade.

Ein Weg, die RezipientInnenseite mit ihren Aneignungsmöglichkeiten nicht beliebig werden zu lassen, besteht darin, die Texte bzw. Vorzugslesarten sowie den gesellschaftlichen Diskurs für die Interpretation der Dekodierung heranzuziehen und die Aneignung eingefasst von diesen zu analysieren. Medientexte präformieren in diesem Modell zu einem gewissen Teil die Prozesse der Aneignung. Und da zudem die Medienaneignung sowohl den aneignenden Subjekten selbst wie auch den Forschenden nie

schriften im subkulturellen Kontext der Arbeiterinnenklasse untersuchte. Einerseits, so McRobbie, sehen sich die Leserinnen durch die Zeitschriften mit Bildern hegemonialer Weiblichkeit und Heteronormativität konfrontiert. Andererseits böten die Texte den Frauen eine Möglichkeit, sich Raum für sich selbst zu nehmen: »the culture of femininity which is made available to girls through the intimate world of magazines can be used by girls as a means of creating their own space« (ebd.: xvii).

12 Ganz im Sinne des *Queering*, d. h. der performativen Aneignung vergeschlechtlicht kodierter Praxen und der »damit einhergehende[n] Auflösung klarer Geschlechtszuschreibungen« (vgl. Faust/Assmann 2014).

ausschließlich/komplett zugänglich sein kann, sind Textanalysen von Diskursen bzw. Normalitäten flankierend fruchtbar nutzbar.

2.3 Jugendliche in diversifizierten Lebenswelten des 21. Jahrhunderts

Die lebenslange Auseinandersetzung des Subjekts mit seiner sozialen Umwelt, die im Zentrum der Foucaultschen Gouvernementalitätstheorie steht, spielt eine bedeutende Rolle in vielen rezenten Diskursen. Wie stark diese Perspektive vom »Zeitgeist« geprägt ist und welch großer Wandel innerhalb eines halben Jahrhunderts stattgefunden hat, wird besonders deutlich vor der Vergleichsfolie des »klassisch-modernen« Verständnisses von Identität und Subjekt in der Gesellschaft. In diesen Konzeptionen werden Subjekte in der Lebensspanne konturiert anhand der Ausbildung von Identität als linearem Entwicklungsprozess¹³. Dieser wird als Ablauf begriffen, der als Zielzustand die Verwirklichung einer sozial-integrierten Persönlichkeit hat. Quasi als deterministisch mitgedacht für die Biographie der Individuen werden dabei biologisch oder qua Geburt vorstrukturierte Dispositionen. Seit der Ersten Moderne wurde die Vorstellung von Identität als stabilem, kohärenten Ganzen zunehmend in Frage gestellt: Mit den einschneidenden gesellschaftlichen Transformationen, die AutorInnen bspw. als Entstehung einer Welt- (Luhmann 1975), Risiko- (Beck 2015), posttraditionalen Gesellschaft (Giddens 1996) oder als Zweite Moderne bzw. reflexive Modernisierung (Beck/Giddens/Lash 1996) konzeptualisieren, erodierten die herrschenden Vorstellungen von Subjekten (vgl. Kraus 2000) und deren Entwicklung, Identität und Stellung in der Gesellschaft. Die wissenschaftlichen Diskurse verschoben sich und übernahmen die Dekonstruktion der tradierten Vorstellungen kohärenter, harmonischer, autonomer Identität(-sentwicklung) und der Idee eines »vernünftigen, mit sich identischen Subjekts, das bewusster Souverän seines Lebens ist« (Bilden 2009: 2). Dekonstruiert wurden (und werden) in diesem Zuge auch tradierte Diskurse zu (Hetero-)Sexualität, Geschlecht, Körpern oder Devianzen – und damit bestehende Herrschafts- und Machtverhältnisse. Gegenwärtig perspektiviert werden Subjekte als sich Gesellschaft Aneignende und gleichzeitig in historischer Kontingenz als durch die jeweiligen Machtbeziehungen, Diskurse und Dispositive produziert, in vielfältigen, heterogenen Lebenswelten, als fragmentierte, de-essenzialisierte Instanzen, die sich fortwährend neu realisieren und aktiv in Auseinandersetzung mit ihrem sozialen Umfeld in Positionierungsarbeit (sozial) verorten.

Modelle, auf die sich im aktuellen Diskurs zu Subjekten und ihrer Selbsthervorbringung bezogen wird, bspw. von Bilden (1998), Keupp (1999) und Krappmann (2000), sind dadurch gekennzeichnet, dass die AutorInnen Identität(en) konzeptualisieren im Übergang »von der Normal- zur Wahlbiographie« (Ley 1984) als Bastelbiographien (Beck/Beck-Gernsheim 1993), balancierendes Identitätsmodell (Krappmann 2000), Patchwork-Identitäten (Keupp 1999) und Selbsthervorbringung von Subjekten beschreiben als Selbstkonstitution (Bauman 1995), dynamisches System von Teil-Selbst

13 Exemplarisch hierfür steht bspw. Eriksons (1973) Idee des Stufenmodells der psychosozialen Entwicklung.